

Wach bleiben Kunstmuseum Bonn 10.02.–08.05.2022

von Annelie Pohlen

Wer ist dieses Selbst, das sich über mehr als ein halbes Jahrhundert immer und immer wieder ins Bild gesetzt hat? Oder anders gefragt, welchem Ich sehen sich die ausgesetzt, die im Ausstellungsraum auf mehr als vierzig Leinwände schauen und gewollt oder nicht ins Blickfeld von Figuren geraten, die eines ganz sicher nicht sind: Mit sich selbst im Reinen. Und auch nicht mit der Wirklichkeit, in der jederzeit nicht nur ihr Selbst in Frage steht. „Ich oder Du“. Ist das, was der Titel in den institutionellen Raum der Kunst wie über Schaukästen und Plakatwände in den öffentlichen Raum schleudert, eine Frage oder eine Aufforderung?

Mit gespreizten Beinen, aufgerissenen blauen Augen, grell rotem offenem Mund posiert eine nackte Frau umrandet von schnell hingeschleudertem grellem Grün in der leeren Leinwand. In der Art schießwütiger Cowboys aus der Filmwelt richtet sie die Waffe auf ein Gegenüber und – eine zweite auf sich selbst, genauer auf ihr Hirn. Gemalt hat es Maria Lassnig 2005. Da blickte die 86-jährige Künstlerin schon auf mehr als ein halbes Jahrhundert gnadenloser künstlerischer Konfrontation mit dem Ich im Spiegel ihres Gegenübers. „Wach bleiben“ als Worte mit dem Pinsel in eine der hier vorgestellten 40 Arbeiten hineingeschrieben zu finden, es würde nicht wundern. So wie „Auge in Gefahr“ 1993 auf der Brust, die wie ein mit Zacken versehenes Sägeblatt ins Leere ausläuft, während das noch wache Auge vom Gebiss eines Alptraum-Wesens in die Zange genommen wird.

Und irgendwo auf der Strecke dieses 1945 mit dem „Selbstporträt expressiv“ beginnenden und 2011 mit „Drei Grazien“ endenden Parcours begegnet man erneut diesem Gesicht mit den aufgerissenen Augen und dem offenen Mund im leeren Flächenraum der Leinwand. Auch diesmal die grellen Farben, allerdings derart verdichtet, dass die flüchtig skizzierte



Maria Lassnig, Selbstporträt unter Plastik, 1972, Öl auf Leinwand, 55,5 × 56,5 cm, Collection de Bruin-Heijn, © Maria Lassnig Stiftung / VG Bild-Kunst, Bonn 2021

Sanduhr der Wahrnehmung entgleitet.
Wäre da nicht die Hand, in der das
Sinnbild unablässig verrinnender Zeit
geborgen scheint.

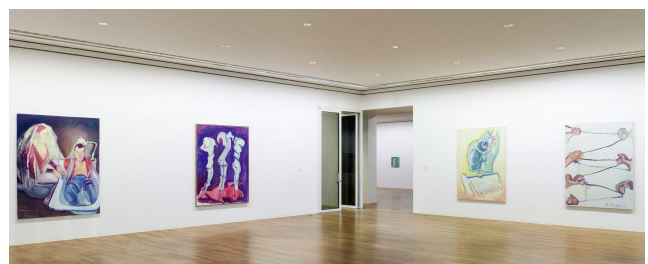
„Wach bleiben“, der die messbare Zeit
und den konkreten Ort subversiv
ausblendende Weckruf gilt immer und für
alle. Alle Verweise auf aktuelle Ereignisse
– etwa die Pandemie vor dem
„Selbstporträt unter Plastik“ von 1972 (!)
– verpuffen schnell angesichts der
einzigsten Gewissheit, die die Künstlerin
nicht nur sich selbst, sondern allen
entgegen schleudert, die ihr begegnen:
Ihre Unbedingtheit im Ringen um die
bislang unausgeschöpften Möglichkeiten
einer Grenzen sprengenden Malerei als
elementare Grundlage individueller und
sozialer Existenz.

Stefanie Kreuzer reflektiert / inszeniert
dieses lebenslange Ringen jenseits
chronologischer Ordnungen in fünf
Kapiteln, um für sich selbst wie die
BetrachterInnen alle der Wahrnehmung
verfügbaren Sensoren für diese dem
Werk immanenten Verschlingungen zu
schärfen. Fünfzehn Jahre nach
„Selbstporträt expressiv“ verstrahlt sich
das Selbst in „Große Knödelfiguration“
nach vielen aus der Formensprache der
Moderne zehrenden Versuchen in grell
chiffrierter Leere: Gesicht vielleicht, oder
Körper? Nichts jedenfalls, was auch nur
annähernd an das heranreichen will, was
dem Weiblichen zugewiesen ist, in der
gesellschaftlichen Wirklichkeit nicht und
auch nicht in der Kunst.

So wenig wie die „Dicke Grüne“, 1961, deren gnadenlose Chiffrierung als Körperkopf oder
Kopfkörper die Zerreißprobe des sich selbst wahrnehmenden Ich als Seinsart im anderen
Vielen kondensiert: Im „Januskopf“ des (Selbst-)Betrugs 1999. Über die „Be-Ziehungen“
der Selbstwahrnehmung 1992 auslotende und zugleich strangulierende (Nabel?)-Schnur
durch Hirn, Auge, Nase, Mund, Körper bis in die Vagina. In all den im schillernd
Fiktionalen und im alltäglich Verdrängten wuchernden Verknotungen, gegen die nicht



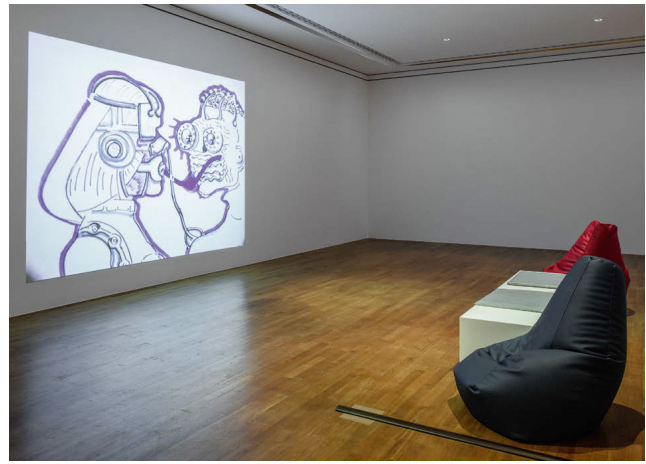
Maria Lassnig, Du oder Ich, 2005, Öl auf
Leinwand, 203 × 155 cm, Privatsammlung
Courtesy Hauser & Wirth Collection, Services, ©
Maria Lassnig Stiftung / VG Bild-Kunst, Bonn
2021, Foto: Stefan Altenburger, Photography
Zürich



Maria Lassnig – Wach bleiben,
Installationsansicht, Kunstmuseum Bonn, 2022,
Foto: David Ertl

einmal die Revolver im – wissentlich unentschiedenen – „Du oder Ich“ etwas ausrichten werden.

Maria Lassnig fordert heraus – sich selbst als Teil der Gesellschaft im alles riskierenden Kampf (ja, auch der Geschlechter) um Macht, Begierde, Empfindung, um Existenz. Und, sie fordert heraus mit den Mitteln der Kunst, indem sie das Selbst-Sein in seiner animalisch, emotional und geistig wahrnehmenden Körperlichkeit in surrealen, lächerlichen, liebevollen, grausamen Verrenkungen und gleißenden, blutigen, strahlenden und verstrahlten Farben der haltlosen Leere des Bildes aussetzt.



Maria Lassnig – Wach bleiben, Selfportrait, 1971, Film, 16 mm, Installationsansicht, Kunstmuseum Bonn, 2022, Foto: David Ertl

Auf welche Erkenntnisrouten auch immer man sich begibt, irgendwann keimt im aufgeweckten Gegenüber die Ahnung, dass dieses Wach bleiben im Bild mehr ist als die traumatische Selbstsuche einer Künstlerin aus einer abgelaufenen Zeit. Es ist elementar und existentiell für die Tag für Tag überforderte Wahrnehmung in dieser, der vorausgehenden wie der noch kommenden Zeit.

Lange vom Kunstmarkt und einer breiteren Öffentlichkeit unbemerkt findet die selbst im Scheitern exzessiv eigensinnige Sprache der 2014 im Alter von 94 Jahren gestorbenen Künstlerin seit ihren Anfängen in der Nachkriegsmoderne durchaus Beachtung. Und seit dieser Zeit gilt: Ihre Heimat ist nicht Wien, nicht Paris, nicht New York, nicht Berlin, wo sie 1978 als Gast des DAAD-Künstlerprogramms residierte.

Es ist ihr Körpergehäuse, ihr unablässiges Reisen durch die miteinander verwobenen Räume: das Gesicht, den Körper im Wortsinn, die Gliedmaßen und all die ungeheuerlichen Ausbuchtungen, die das Ich im Wachtraum gebiert. Einen Psychiater brauche sie nicht. Nur die „Urwerkzeuge“ für die „ziemlich schwierig darstellbaren Dingen“. Und die – Bleistift und Pinsel – reichen auch für Text und Film in dem wunderbar über alle Räume schallenden „be aware“ des „Selfportrait“ von 1971. Auch dieser Appell der bis an die Schmerzgrenze wachen Künstlerin halt nach – über die ihre Schwachstellen nicht ausblendenden Schutzräume der Kunst in Bonn wie andernorts hinaus in die globale Gesellschaft, die solche Verstörungen bitter nötig hat.

Katalog mit Textbeiträgen von Stephan Berg, Michael Hagner, Siri Hustvedt und Stefanie Kreuzer dt./e., 172 S., 79 Farbab. Wienand Verlag, 25 / 35 Euro.

www.kunstmuseum-bonn.de

